

Rütihöfler Chronik

MEINE JUGENDJAHRE IN RÜTIHOF

Teil I: Erinnerungen an meine Kindheit 1950 - 1957

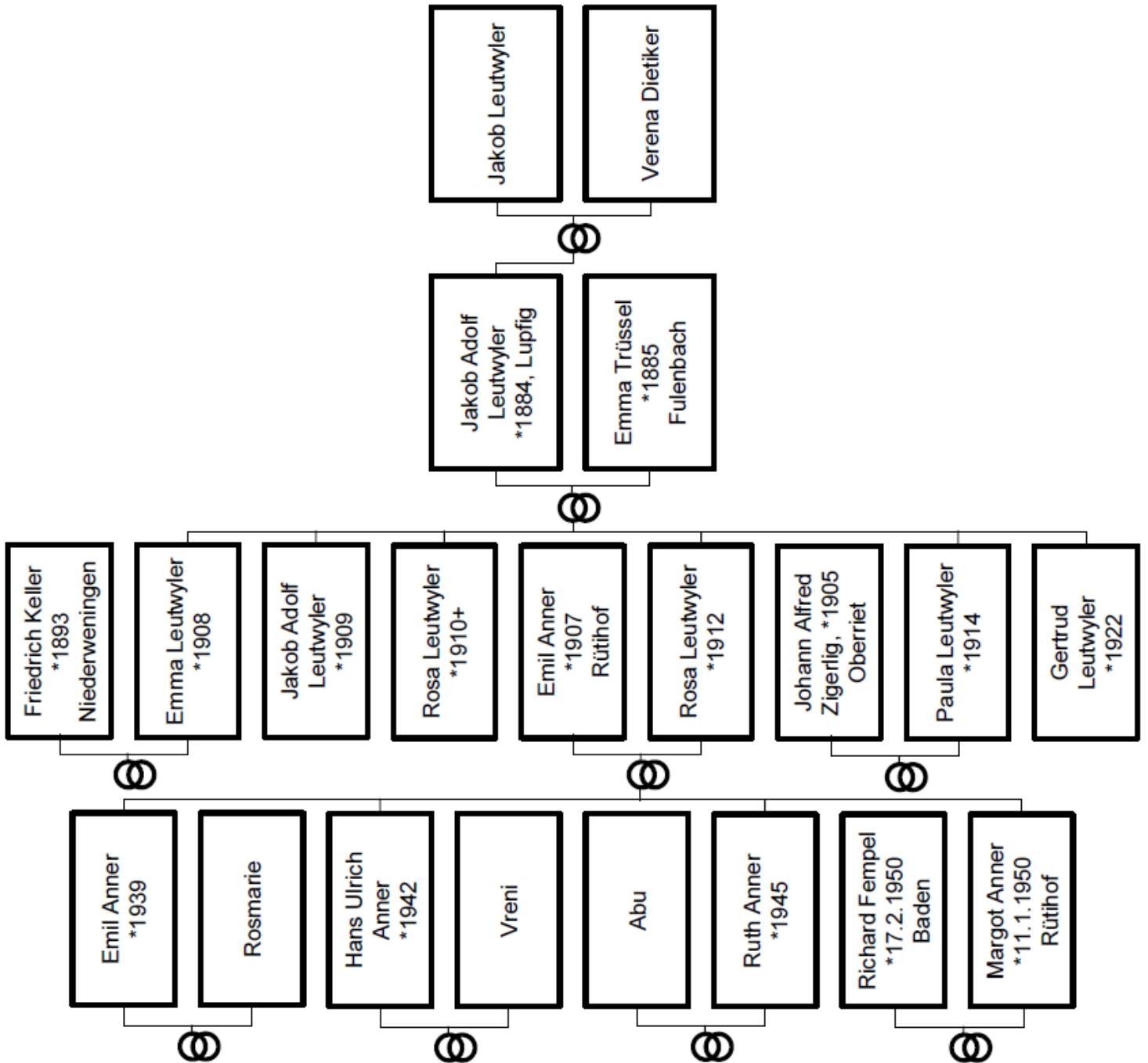


Von Margot Fempel-Anner

Herausgegeben von der Chronikgruppe Rüti Hof 2019

Erhältlich unter «www.ruech.ch» oder per Mail bei «chronik.ruetihof@cgr.ch»

Leutwyler-Stammbaum (Mutter)



MEINE JUGENDJAHRE IN RÜTIHOF

1950 - 1970

Vorwort

Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens bis 1970 habe ich in Rütihof, auf dem elterlichen Bauernhof gelebt, bin dort aufgewachsen und zur Schule gegangen. Aus meiner Erinnerung erzähle ich einige Ereignisse, die mir damals zugestossen sind und die mich auch geprägt haben.

1990, noch zu Lebzeiten meiner Mutter, habe ich, anhand unserer Familiengeschichte, die Dorfgeschichte von Rütihof in der Zeit von 1920 – 1950, also bis zu meiner Geburt, unter dem Titel «Andere Zeiten in Rütihof» zu Papier gebracht.

Ein Dorfrundgang im September 2017, an dem Persönlichkeiten aus Rütihof vorgestellt wurden und ich über meinen 1971 verstorbenen Vater berichtete, gab mir den Anstoss, über meine eigene Jugend in Rütihof zu schreiben. Ich habe einen gewissen Abstand zu den ersten zwanzig Jahren meines Lebens, zu meiner Kindheit und Jugend gewonnen. Mit zwanzig Jahren zog ich dann nach Zürich in die Grossstadt und bin erst nach zwölf Jahren in Zürich und im Ausland durch Zufall wieder in Rütihof gelandet.

Meine Geschichte handelt vom Familienleben in Rütihof, vom Leben auf einem Bauernhof, dann aber auch von der Schulzeit und von meiner eigenen Entwicklung zu einer erwachsenen Frau. Dabei spielen Gefühle und Liebe eine grosse Rolle. Der Bericht ist geprägt von meiner eigenen Wahrnehmung und muss nicht unbedingt mit der Sicht von andern in diesem Bericht erwähnten Personen, wie Geschwister, Verwandten oder Freunden übereinstimmen. Ich hoffe, dass ich damit niemandem zu nahe trete und danke allen, die mir irgendwie behilflich waren.

Ich gehe davon aus, dass dieser Bericht in der Tradition der «Oral History» (mündliche Überlieferung) einen Beitrag zum Verständnis dieser Zeit - auch für nachfolgende Generationen - leisten kann. Für heutige Schüler/innen von Rütihof dürfte ein Vergleich mit ihrem eigenen Alltag und den Schulerfahrungen von heute auch interessant sein.

Wie immer bei einem Text, der ja nur Fragmente des Ganzen wiedergibt, wünsche ich jeder Leserin und jedem Leser viel Phantasie, um auch zwischen den Zeilen zu lesen.

Wie es der Titel vermuten lässt, sind meine Schilderungen mit dem Ende dieser Broschüre nicht abgeschlossen. Zwei weitere Teile folgen über meine Volksschulzeit sowie über meine Zeit an der Kantonschule Baden. Sie werden nachfolgend erscheinen.

Teil I: Erinnerungen an meine Kindheit 1950 - 1957

Meine Geburt und die ersten Tage

Über meine Geburt kann ich nur erzählen, was ich darüber von andern gehört habe. Ich kam am 11. Januar 1950 am Morgen zu Hause in der Stube zur Welt, so wie meine drei älteren Geschwister. Die Geburt zog sich sehr lange hin. Eine Hebamme war für die Betreuung meiner 37-jährigen Mutter, Rosa Anner-Leutwyler, anwesend. Zeitlich reichte es gerade noch, dass mein 8 Jahre älterer Bruder Hans zur morgendlichen Schulpause meinem 11 Jahre älteren Bruder Emil die Nachricht über meine Geburt und dass ich ein Mädchen sei, mitteilen konnte. Wie weit dies zur Freude der beiden gereichte, weiss ich nicht. Sie hatten ja schon eine Schwester; sie war 5 Jahre älter als ich und hiess Ruth. Der Vater war damals 42 Jahre alt. Zur Familie gehörte noch Grossmutter Lina Anner (71-jährig), die Mutter meines Vaters, die bei uns lebte.



Meine Eltern hatten 1937 geheiratet.

Meine Eltern konnten sich über meinen Namen nicht einigen. Meine Mutter wollte mich gerne Ursula taufen, doch meinem Vater gefiel Margot besser, da dieser Name familiengeschichtlich schon Tradition hatte. So ging mein Vater nach Dättwil, um mich beim Zivilstandsbeamten anzumelden. Als er nach Hause kam, sagte er meiner Mutter, dass ich Ursula heisse, jedoch erst mit zweitem Namen. Mir gefiel Margot immer gut. Ursulas gab es zu dieser Zeit sehr viele.

Am dritten Tag nach der Geburt, so sagt man, habe mein Vater den Teppich in der Stube beiseite gezogen und mit mir auf dem Arm einen Walzer getanzt. Meine Mutter hat alle ihre Kinder drei Monate lang gestillt und nachher gab es Haferbrei. Ich sei schon mit neun Monaten an der Hand meiner Eltern durchs Dorf gegangen, als der drei Monate jüngere Franz Busslinger, der Nachbarsbub, noch im Kinderwagen spazieren gefahren wurde.

Veränderung in der Familie



Ein Jahr nach meiner Geburt starb Grossmutter Lina Anner-Markwalder (Bild links) zuhause in Rütihof. Kurz nachher nahmen die Eltern meinen unehelich geborenen Cousin Willi Leutwyler bei uns auf. Er war sprachbehindert und bei der Grossmutter mütterlicherseits in Lupfig aufgewachsen, ohne je die Schule zu besuchen. Mein Vater sorgte dafür, dass Willi zuerst ein Jahr in Basel die Taubstummenschule besuchen konnte und dass die Gemeinde Lupfig dies bezahlte. Doch mit 16 Jahren musste er dort austreten. Die Idee war, dass meine Eltern ihm ein anderes Heim für sprachbehinderte Jugendliche suchen würden. Um zusätzliches Geld zu verdienen, half mein Vater den Winter durch dem benachbarten Baugeschäft Notter beim Aushub eines Einfamilienhauses im Neuquartier. Da alles noch von Hand gemacht wurde, holte er Willi zur Mithilfe. Von da an wurde mein Cousin vom Baugeschäft Notter angestellt und blieb weiter bei uns wohnen. Für mich war er immer wie ein zusätzlicher älterer Bruder. Er lernte melken und half in der Freizeit auf dem Bauernhof mit.



Bild oben: Meine Grossmutter Lina Anner-Markwalder
Bild rechts: Mein Cousin Willi auf dem Fahrrad

Stammbaum aus Deutschland

Ein erstes Familienfoto, noch mit meiner Grossmutter, wurde gemacht, als ich ca. ein Jahr alt war. Darauf ist auch ein ziemlich grosser, eleganter Herr abgebildet, der meinen Vater überraschenderweise auf dem Feld besuchen kam und sich als Herbert Anner aus Reutlingen zu erkennen gab. Er brachte einen Stammbaum der Annern mit. Darauf war ersichtlich, dass seine Vorfahren von Rütihof ausgewandert waren und unser Haus das Stammhaus von vielen Annern in der ganzen Welt ist. Er erzählte, dass er die deutsche Staatsbürgerschaft besitze und im zweiten Weltkrieg den Feldzug nach Russland mitgemacht habe, dort in Gefangenschaft geraten und erst ca. ein Jahr vor seinem Besuch in Rütihof wieder nach Reutlingen zurückgekehrt sei. Da der Name



Emil, Margot, Mutter Rosa Anner-Leutwyler, Ruth (vorne), Grossmutter Lina Anner-Markwalder, Hans Ulrich, Herbert Anner (aus Reutlingen), Vater Emil Anner vor dem Bauernhaus Anner in Rütihof

Anner in Deutschland nicht bekannt war und seine Familie in Reutlingen eine Fabrik besass, musste er beweisen, dass er nicht von Juden abstammte, da sonst die Fabrik enteignet worden wäre. Aus diesem Grund hatte seine Familie Nachforschungen über ihre Herkunft veranlasst und so war der Stammbaum entstanden, den er nun meinem Vater als Geschenk überreichte. Ich selbst war auch schon darauf verzeichnet.

Der Alltag



Die Blumenkinder Karl, Margot und Franz

Meine eigenen Erinnerungen reichen nicht weit in diese Zeit zurück. Ich war sehr viel draussen bei den Tieren (Kühen, Katzen, Hühnern, Ziegen) und lebte einfach die Jahreszeiten mit, wenn immer möglich barfuss. Kam ein neues Kalb auf die Welt, wurde es getauft. Mein Vater spielte den Pfarrer, ich war die Gotte und der Nachbarsbub Franz, oder sein zwei Jahre älterer Bruder Karl, waren Göttis. Ich glaube, ich war ein eher unkompliziertes Kind.

Bei kühlem Wetter hielt ich mich vor allem in der Stube auf, da diese als einziger Raum im Haus geheizt war. Ich langweilte mich dann oft, weil meine Geschwister in der Schule waren. Ich versuchte, mich mit mir selber zu beschäftigen. Mit Tüchern baute ich eine kleine Hütte unter dem Stubentisch. Auch das Buffet enthielt neben dem schönen Geschirr und den Weingläsern ein paar interessante Schubladen zum Auskundschaften.



Meine Geschwister Emil (auf dem Velo), Ruth und Hans

Mutters Portemonnaie

In einer Schublade befand sich das Portemonnaie meiner Mutter mit vielen Münzen. Ich wusste auch, wo mein «Kässeli» von der Raiffeisenkasse Mellingen versteckt war, in das wir das Kleingeld steckten, das wir manchmal an Weihnachten oder von Besuchern erhielten. Eines Tages nahm ich das Portemonnaie meiner Mutter und versenkte

alle Münzen in mein Kässeli. Ich war mit meiner Arbeit schon fertig und damit recht zufrieden, als die Mutter in die Stube kam. Zu meinem Erstaunen war sie über meine Tätigkeit gar nicht glücklich, und ich konnte auch nichts mehr rückgängig machen. Der Schlüssel zum Kässeli befand sich ja in Mellingen bei der Sparkasse.

Rütihof bei Mellingen



Luftbild Rütihof, ca. 1967, © M. Egger, Jona/SG

Im Reusstal, inmitten von Wäldern, liegt Rütihof. Es bestehen Strassenverbindungen zu Mellingen, Birmenstorf, Dättwil und Fislisbach. Am höchsten Punkt steht eine Kapelle mit schöner Aussicht auf den Jura, das Reusstal und den nahe gelegenen Flugplatz Birrfeld. Zu meiner Jugendzeit bestand das Dorf aus einem älteren Dorfteil, ein paar Einfamilienhäusern im Neuquartier, zwei Mehrfamilienhäusern und ein paar Bauernhöfen an der Peripherie. Unser Bauernhaus stand im Zentrum von Rütihof und hatte ein zweifarbiges Dach, das man auf den Flugaufnahmen gut erkennt.

Metzger, Bäcker, Hausierer

Am Morgen kamen manchmal Metzger Buchmüller aus Mellingen mit dem Auto oder Bäcker Ziegler mit einer «Hutte» (Rückentragkorb) voller Brote mit dem Velo von Birmenstorf angefahren und ganz früh am Morgen auch der Spezereihändler Riegger aus Mellingen. Sie alle wollten etwas verkaufen. Alle paar Monate erschien das «Ziegermannli» mit einer kleinen Hutte und einer gekrümmten Appenzellerpfeife im Mund. Frau Blunschli aus Rohrdorf bot Mercerieartikel feil und war immer zu Fuss mit einem

gefüllten Kinderwagen unterwegs. Die «Huttenfrau» aus dem Tessin breitete ihre Waren auf unserem Stubentisch aus, vor allem Schürzen, Handtücher, Haarbürsten, Käme oder Fliegenfänger. Sie war immer sehr beladen und hatte bereits einen krummen Rücken. Ein besonders lustiger Mann, Herr Gammeter, kam mit einem kleinen Bus angefahren. Er verkaufte Kalberseile, Bürsten, Männerhosen und Übergewänder. Er besass in Aarau oder Umgebung einen Laden und erzählte von sich, dass er so reich geworden sei, dass er das «Hausieren» nicht mehr nötig hätte, doch er mache weiter, da ihm der Kontakt zu den Menschen sonst fehle. Diese Besuche brachten immer Abwechslung in meinen Kinderalltag.

Brotbacken und Wähen

Am Freitagmorgen wurden bei uns meistens der doppelte Backofen eingefeuert und darin 10 bis 15 Brote gebacken. Das Mehl wurde am Abend vorher schon in einem Holztrog vorbereitet und darin ein kleiner Hefebrei angerührt, der über Nacht reifte. Das Kneten, eine anstrengende Arbeit, fand am Morgen von Hand statt. Der Teig wurde häufchenweise in den vorgeheizten Ofen geschoben. Ein Stück des Teiges wurde beiseite genommen, ausgewallt und auf die Wähenbleche verteilt. Es gab abwechselnd Kartoffel-, Käse- und Zwiebelkuchen, dann meistens Apfelwähe oder andere Früchtekuchen mit Zwetschgen oder Aprikosen. Wenn nicht gebacken wurde, gab es am Freitag Fisch mit Kartoffeln und Gemüse aus dem Selbstanbau. Am Mittagstisch wurden Neuigkeiten ausgetauscht und um punkt 12:30 Uhr die Nachrichten von Radio Beromünster gehört.

Getreideanbau und Mäuse

Weizen und Roggen für Brote sowie Hafer und Gerste für die Schweine bauten wir selber an. Die Ernte im Spätsommer dauerte ein paar Tage. Wir Kinder mussten dabei helfen und ein Garbenseil nach dem andern auf den Boden legen. Die Ähren wurden von den Erwachsenen mit der Sense geschnitten, von Hand auf die Seile gelegt und zu Garben gebunden. Diese wurden anschliessend auf den Wagen geladen, in die Scheune geführt und gestapelt. Erst anfangs Winter wurden die Ähren unter Mithilfe von Nachbarn und Verwandten mit einer Maschine gedroschen, manchmal bis tief in die Nacht hinein. Das Getreide zog natürlich die Mäuse an, und so hatten wir im alten Wohnhaus, das um 1750 von den ersten zugezogenen Annern erbaut worden war, immer wieder Mäuse, die von der Scheune her einen Weg in die Wärme suchten. Die Katzen waren deshalb ein wichtiger Bestandteil in jedem Bauernhaus. Wir Kinder freuten uns immer über die jungen Kätzchen und nahmen sie jeweils gerne mit ins Bett.



Der Annerhof wurde 1993 abgebrochen

Aufzucht von Schweinen und Geisslein

Jeden Frühling kaufte der Vater zwei junge Schweine. Diese wurden bis im November mit Abfall aus der Küche, Abwaschwasser vom Geschirr, Abfallkartoffeln und Gerste gefüttert. Der gemauerte Stall war sehr klein und würde heute den Vorschriften der Tierhaltung nicht mehr genügen. Einmal starben beide Säue am gleichen Tag. Da Gift als Ursache vermutet wurde, liessen wir die Säue untersuchen. Tatsächlich war ein Rattengift im Spiel. Da wir selbst kein Rattengift verwendeten, kam der Verdacht schnell auf die Gerste und auf den Müller. Es stellte sich bald heraus, dass dieser tatsächlich eben dieses Rattengift in der Müllerei verwendete, um in seinem Betrieb die Ratten los zu werden. Die Schweine wurden entsorgt, und die Versicherung des Müllers musste den Verlust bezahlen. Ein- oder zweimal brachten meine Eltern im Frühling zwei ganz junge Geisslein von einem Bauern aus Lupfig nach Hause. Diese wurden zuerst mit Milch aufgezogen und wir hatten sehr Freude an ihnen. Leider wurden auch diese nach wenigen Monaten geschlachtet.



Margot mit zwei kleinen Geisslein

Metzgete

Im November wurde jeweils ein Schwein verkauft und das zweite für den Eigenbedarf geschlachtet. Ein Störmetzger kam einen ganzen Tag ins Haus, zuerst war es Meier Alois (Metzgers). Er wohnte neben der Kapelle in Rütihof und betrieb die Störmetzgerei

als Nebenberuf zu seinem Bauernhof. Sein Nachfolger war Herr Vogler aus Niederrohrdorf.

Am Morgen wurde das Schwein hinter dem Haus mit einer Schussvorrichtung ins Gehirn getötet und das Blut dann in einem Kessel für die Blutwürste aufgefangen. Dann kam das Schwein in einen riesigen Zuber mit heissem Wasser. Danach wurde die Haut mit Hilfe von Baumharz glatt geschabt. Erst ab diesem Moment ging ich selber zuschauen. In der Küche fand anschliessend die Zerteilung des ganzen Schweines statt. Die Leber wurde gekocht und mit den Därmen zu Leberwürsten und Bratwürsten verarbeitet. Auch das Blut wurde verwendet, gewürzt und in Därme abgefüllt. Das Gehirn, Herz und Nieren wurden sofort gebraten und mit Brot gegessen, wie auch ein Teil der gekochten Leber. Von den Speckschwarten gab es beim Einkochen Fett und Grüben. Diese sind feste braune Bestandteile, die nach dem Einkochen übrigbleiben.



Metzgete – nach getaner Arbeit v.l.n.r. Tante Emma, Tante Anna, Grossmutter Emma Leutwyler und Mutter Rosa Anner

Diese assen wir besonders gern. Das Fleisch wurde in verschiedene Stücke geschnitten, z.B. Rippen oder Speck. Von der Nase bis zum Schwanz (Barbe à queue = Barbecue: von der Schnauze bis zum Schwanz) wurde alles Brauchbare verarbeitet. Ein Teil des Fleisches wurde auch den Nachbarn geschenkt, weil es nicht lange gelagert werden konnte. Die Arbeit dauerte bis am Abend. Tante Emma, eine von Vaters Schwestern und ihr Mann Jakob von Wettingen, kamen immer um zu helfen. Zum Nachtessen gab es die ersten Blut- und Leberwürste, die vom Metzger auf die Festigkeit und den Geschmack getestet wurden. Dazu gab es Kartoffeln und Apfelschnitze. Das Aufräumen und Putzen in der Küche dauerte bis spät in den Abend.

Apfel- und Kartoffelernte



Frau Busslinger

Im Herbst war sehr viel los und es gab auch viel Arbeit. Wir hatten etwa vierzig Hochstammbäume mit ganz verschiedenen Apfelsorten, auch Birnbäume und einen Kirschbaum. Im Frühling sahen die blühenden Bäume im Tobelacher wunderbar aus und die Bienen summten. Im Herbst wurden die schönen Äpfel gepflückt, dann auch die Kartoffeln aufgelesen und anschliessend zu Hause sortiert. Dies war eine wochenlange Arbeit. Frau Busslinger (Bärtelis) aus Rütihof kam jedes Jahr von morgens bis abends zum Sortieren.

In Baden hatten wir langjährige Kunden. Vater lieferte die Äpfel und Kartoffeln mit Traktor und Anhänger. Kleine beschädigte Kartoffeln wurden als Schweinefutter verwendet und die besseren kleinen als Setzkartoffeln für das nächste

Frühjahr gelagert. Es wurden aber auch immer Setzkartoffeln von verschiedenen Sorten zugekauft. Die restlichen Äpfel wurden aufgelesen und am Abend zu Süssmost gepresst oder in die Mosterei nach Mellingen geliefert. Das Tresch (die ausgepressten Äpfel) wurde im Winter auf dem Dorfplatz zu Schnaps destilliert. Dort hatte sich ein Brenner mit seiner Brennmaschine, die schwarz und ähnlich einer Dampfmaschine aussah, eingerichtet.

Beschäftigung im Winter

Statt Stroh streute man für die Kühe im Winter auch Sägemehl in den Stall. Dafür gingen wir zur Sägerei Alfons Busslinger. Unter der Säge, im Boden versenkt, befand sich der Raum, der sich beim Sägen mit Sägemehl füllte. Wir Kinder liebten es, in diesem Sägemehl herum zu hüpfen. Eigentlich war aber unsere Aufgabe, die Säcke mit Sägemehl zu füllen.

Wenn der Herbst schlecht und feucht und das Getreide beim Dreschen noch nicht ganz trocken war, fuhren wir mit den Säcken nach Wildegg in die Zementfabrik. Dort hatte es einen grossen Raum mit einer heissen Röhre. Das Getreide wurde darunter ausgeleert und ausgebreitet, damit es trocknen konnte.

Beschäftigung im Sommer

Im Sommer wurde das ganze Haus geputzt, die Wände abgewaschen und die Küche geweißelt. Wir legten die grossen Bettmatratzen auf Stühlen an die Sonne. Die Wäsche wurde über Nacht in grosse Zuber eingelegt und am andern Tag draussen vor dem Haus im Waschofen, den man unten mit Holzscheiten anfeuern konnte, gekocht. Wir Kinder mussten mit einem Korb immer neue trockene Scheite aus der Küche holen und nachlegen. Die Bettwäsche, die Frottier- und Küchentücher, die Übergewänder und die Kleider wurden dann an einem Seil, das von Baum zu Baum gespannt wurde, aufgehängt. Meine Mutter hat erst um 1960 von einer Schwägerin, für die sie auch die Wäsche machte, die erste Waschmaschine geschenkt bekommen.

Fast jedes Jahr wurde bei Busslingers, unseren Nachbarn und Eltern von Franz und Karl, Brennholz angeliefert. Es waren ausgediente, zersägte Holzmodelle aus der Modellschreinerei der BBC. Damit liess sich gut spielen und mit den verschieden geformten Holzklötzen konnte man imposante Burgen bauen.

Jahrmärkte in Baden

Wenn möglich besuchte meine Mutter mit uns Kindern zweimal im Jahr die Jahrmärkte in Baden. Zuerst ging es zu Fuss nach Mellingen, dann mit dem Zug nach Baden Bahnhof Oberstadt und dann eilig zum Marktplatz auf dem Schulhausplatz – Zuckerwatte, Magenbrote, Karussell. Am meisten Freude hatte ich an kleinen eingerahmten Bildern von Katzen und anderen Tieren. Drei solche Bilder konnte ich mit der Zeit

kaufen und hängte sie an die Holzwand über meinem Bett. Ein besonderes Bild zeigte ein kleines Kind nahe an einer sehr steilen Wand und hinter ihm ein grosser Schutzengel. Ich ging davon aus, dass ich auch einen solchen unsichtbaren Schutzengel hatte und mir nichts passieren könnte. Dieses Bild war für mich von grosser Bedeutung.

Käse im Wald

Ich wünschte mir immer eine Puppe. Meine fünf Jahre ältere Schwester Ruth hatte schon eine bekommen von den gesammelten Punkten im Dorflädeli. Dazu besass sie einen «Bäbiwagen». Ich wollte auch damit spielen, doch sie war davon nie begeistert. An einem Sonntag traf sie sich mit ihrer Freundin Klara zum «Bäbele». Ich durfte nicht mitgehen und musste mit meinen Eltern auf einen Spaziergang zum Friedhof und in die Umgebung. Zufällig trafen wir auf die beiden Mädchen. Ich wollte bei ihnen bleiben. Sie lehnten ab, wollten alleine sein und sich nicht um mich kümmern. Mein Vater zog mich weg und ich begann zu schreien bis wir am Waldrand waren. Er gab mir dann ein Stück Käse, damit ich mich beruhigen würde. Ich war aber so wütend, dass ich den Käse nahm und in hohem Bogen in den Wald warf. Ich rief: «Das nützt jetzt auch nichts mehr!» Darauf wurde er zornig, gab mir eine Ohrfeige und sagte: «Käse wirft man nicht in den Wald!» Das habe ich mir zu Herzen genommen und wehre mich noch heute sehr gegen «food-waste». Da wir grösstenteils Selbstversorger waren, habe ich ja erlebt, wie aufwendig die Produktion von Lebensmitteln ist und wie viel Arbeit dahinter steckt.

Zeit der Hemmungen

Eines Tages war ich wieder mit den Nachbarsbuben Franz und Karl im Wald und beim Schulhaus unterwegs. Wir kletterten oft die drei Meter hohen schiefen Kletterstangen, die am Schulhaus angebracht waren, hinauf und rutschten an den senkrechten wieder hinunter. Manchmal fielen wir auch hinunter, doch dort wartete ein Kiesbett, so dass man sich nicht schlimm verletzen konnte. Manchmal vergassen wir beim Spielen die Zeit. Die zwei Buben meinten, wir sollten einander mal das «Füdli» (den Hintern) zeigen. So zeigten wir einander den Hintern, ein paarmal Hosen rauf und runter, sonst passierte nichts. Als ich nach Hause kam, war die Familie schon beim Nachtessen. Meine Mutter fragte, was wir gemacht hätten. Ich sagte ahnungslos: «Füdli zeigen». Meine Mutter sagte, dass man das nicht machen dürfe, und ich musste sofort ohne Nachtessen ins Bett. Ich stand dann da in meiner Bettstatt und hatte keine Ahnung, was ich falsch gemacht hatte. Irgendwann bekam ich dann doch noch ein Brot und schlief ein. Anschliessend sprach niemand mehr mit mir darüber und ich hatte den Eindruck, dass man auch nicht darüber sprechen darf!

Elternschlafzimmer und Hörspiele bei Radio Beromünster

Ich schlief immer noch in einer weissen Kinderbettstatt im Zimmer meiner Eltern. Da ich grösser und grösser wurde und die Decke kleiner und kleiner, und das Zimmer

nicht geheizt werden konnte, brachte mir meine Mutter eine riesige Bettdecke. Ich fühlte mich darunter sehr geborgen und kam mir vor wie auf einem Schiff im unendlichen Meer. Meistens, wenn mein Vater abends an einer Sitzung war, schlüpfte ich sowieso in sein Bett und wärmte es bis er zurück kam.

Auch um die Hörspiele von Radio Beromünster zu hören, die wöchentlich an einem Abend gesendet wurden, zogen wir Kinder uns ins Schlafzimmer der Eltern zurück. Werner Winkler, unser ältester Cousin (ca. 15 Jahre älter als ich), war meistens auch dabei. Er war ein sehr lustiger Mensch, turnte manchmal wie ein Affe im Zimmer und auf der Bettstatt umher und erzählte lustige Witze, so dass ich zweimal vor Lachen in die Hosen machte. Plötzlich war er verschwunden, ins Welschland ausgewandert. Ich war etwa 5 Jahre alt und vermisste ihn sehr.

Drei Minuten des Schweigens

Im November 1956 hörten meine Eltern besonders aufmerksam die Radionachrichten. Sie berichteten von einem Aufstand der Bevölkerung in Ungarn und dass Menschen von den Russen mit Panzern niedergewalzt worden seien. Einige von ihnen seien jetzt auch in die Schweiz geflüchtet. Ich konnte mir darunter nicht viel vorstellen. An einem Samstag erzählten meine Eltern, dass wir uns um halb zwölf Uhr drei Minuten ganz still in der Stube verhalten müssten, nichts arbeiten und nichts schwatzen sollten. Dazu läuteten die Kirchenglocken. Das waren drei Minuten des Schweigens für Ungarn. Kurze Zeit später kam zu unserem Nachbarn Eugen Busslinger oft solch ein geflüchteter Ungar auf Besuch, der mit ihm bei BBC (Brown Boveri) in Baden arbeitete. Er war uns Kindern sehr sympathisch, scherzte mit uns und brachte manchmal Geschenke mit.

Vater, der Gemeinderat

In dieser Zeit fand auch eine Gemeindeversammlung in Dättwil statt. Meine Mutter und ich waren schon im Bett, als plötzlich ein Auto angefahren kam und vor unserem Haus lange hupte. Meine Mutter öffnete das Fenster und mein Vater rief, dass er als Gemeinderat gewählt worden sei. Das war wirklich eine Neuigkeit. Er hatte sich im Vorfeld für dieses Amt gar nicht beworben und war erst an der Versammlung vorgeschlagen worden. Wie dieser Überraschungscoup zu Stande kam, entzieht sich meiner Kenntnis. Auch mit meiner Mutter war es nicht abgesprochen.

Das Amtsgeheimnis

Von da an kamen noch mehr Leute bei uns vorbei, um ihre Sorgen zu erzählen oder Hilfe beim Ausfüllen von Formularen zu erbitten. Wenn es zu amtlich wurde, mussten wir Kinder die Stube verlassen, weil das Gespräch unter das Amtsgeheimnis fiel, wie Vater uns klar machte. Das Amtsgeheimnis war etwas ganz Wichtiges. Nachher beim gemeinsamen Essen in der Küche wurde die Angelegenheit aber weiter besprochen. Wir konnten dann beurteilen, ob er richtig gehandelt hatte. Bei diesen Abstimmungen

hatte ich schon mit fünf Jahren das volle Stimmrecht. So wurden wir in viele Angelegenheiten eingeweiht, die ausserhalb unserer Familie stattfanden und die uns Einblick in vieles gaben, was hinter den Kulissen im Dorf stattfand. Das war eine richtige Lebensschule. Mein Vater schärfte uns aber immer wieder ein, dass wir bei besonders erwähnten Angelegenheiten niemandem davon erzählen dürften, da diese unter das Amtsgeheimnis fielen und er sonst im Gefängnis landen würde. Einmal erzählte ich einer Frau etwas – und das kam prompt zurück. Von da an wurde ich vorsichtiger und überlegte mir immer zuerst, was ich sagen durfte. Mein ältester Bruder Emil hat mir später erzählt, dass er die gleiche Erfahrung gemacht hatte. Bei ihm war es aber schwieriger. Er ging schon zur Schule und es betraf seinen Freund, der neben ihm sass. Es ging in Richtung «mobbing» und mein Bruder kannte den Hintergrund. Emil wusste genau, wer gelogen hatte, durfte es seinem Banknachbarn jedoch wegen des Amtsgeheimnisses nicht sagen.

Die Familie meines Vaters



Unser Vater wuchs mit sechs Geschwistern in Rütihof auf. Weil sein Vater 1927 überraschend mit 49 Jahren gestorben war, übernahm er als Zwanzigjähriger aus Pflichtgefühl den Bauernhof, damit die Familie zusammenbleiben konnte. Seine jüngsten Geschwister Ida und Jakob waren damals erst vier bzw. acht Jahre alt und die drei Schwestern Emma, Anna und Lina waren 17-, 16- und 13-jährig.

Heinrich, der älteste Bruder, besuchte mit 22 Jahren das Technikum in Winterthur und wollte nie Landwirt werden. Doch der Vater musste zuerst in die Rekrutenschule.

Oben: Vaters Familie, v.l.n.r. Lina, Anna, Ida, Emma, Mutter Lina, Heinrich, Jakob und Emil | Rechts: Rekrut Emil Anner



Besuche von Tanten und Onkel väterlicherseits

Meine Eltern hatten zu den Geschwistern meines Vaters regen Kontakt. Die Geschwister hatten untereinander eine enge Beziehung, besonders zu meinem Vater, weil er ihnen eine Art Vaterersatz war. Schon lange von Rütihof weggezogen, besuchten sie uns immer noch regelmässig.



Tante Anni

Überaus bedeutend für mich war Tante Anni, die zweitälteste der Schwestern meines Vaters. Sie wohnte mit ihrem Mann, der unter anderem Bergführer war, in Zürich. 1954 verunglückte er mit den Skiern tödlich am Monte Sissone, einem Berg an der Grenze zwischen dem Bergell und Italien. Tante Anni hatte keine Kinder.

Als Witwe zog sie ins Nachbardorf Fislisbach und arbeitete bei der Egro in Rohrdorf, wo sie in ihrer Jugend eine kaufmännische Lehre absolviert hatte. Sie kaufte ein Auto, einen Ford Taunus. Diesen stellte sie in unserer Garage ein. Mein Vater durfte das Auto auch benutzen.

Wenn die Geschwister meines Vaters am Sonntag nicht zu uns auf Besuch kamen, fuhren wir im Ford Taunus zu ihnen und ihren Familien: Zu Tante Lini und Onkel Hans und deren drei Töchtern nach Schöflisdorf, zu Tante Idi und Onkel Walter und deren vier Kindern nach Winterthur oder zu Tante Ida und meinem Götti mit deren drei Kindern nach Niederstetten, Kt. SG. Onkel Heiri und Tante Trudi aus Wettingen fuhren meistens im eigenen Auto. Ihre zwei Kinder waren schon fast erwachsen. Dann war noch Tante Emmi, die Mutter des lustigen Werners, der ins Welschland entschwand, mit ihrem Mann Köbi und ihrer Tochter Erna, die zwölf Jahre älter als ich und ein Jahr älter als mein grosser Bruder Emil war. Diese Familie hatte früher in Rütihof gewohnt und war dann nach Wettingen gezogen.

Meine ersten Ferien

Meine Eltern waren befreundet mit einer Frau im Badener Kappelerhof. Wir lieferten ihr Kartoffeln und Äpfel und dafür strickte sie meiner Schwester und mir Sommer- und Winterpullover, Deux-Pièces und Strumpfhosen. Ich durfte einmal zu ihr in die Ferien, und wir fuhren mit dem Zug nach Zürich und spazierten am Zürichsee. Ihrem Mann durfte ich davon nichts erzählen. Erst später erfuhr ich, dass ihr einziger, damals schon verheirateter Sohn, einmal als Kind an der Reuss aufgegriffen und zu meinen Eltern gebracht worden war. Er wollte ins Wasser, das Leben war ihm verleidet. Er kam dann öfters zu meinen Eltern in die Ferien, lernte später Plattenleger und eröffnete ein eigenes Geschäft. Ich lernte ihn erst viele Jahre später kennen, als er gratis unsere Küche plättelte.



Meine Schwester, zwei Cousinen und ich

Mit den schönen gestrickten Sonntagskleidern hatten meine Schwester und ich zweimal Pech. Die Familie von Tante Idi, der jüngsten Schwester meines Vaters, kam alle paar Monate mit ihren zwei Töchtern auf Besuch. Mit Elsbeth und Ursula in meinem Alter war es immer lustig, wir machten z.B. «Fangis» rings ums Haus. Ich rutschte einmal auf der Gülle des Schweinestalles aus. Mein schönes, gestricktes Sonntagsgewand war von oben bis unten nass und roch fürchterlich. Auch meine Schwester hatte Pech. Sie sprang über einen Zaun und riss sich einen Triangel in ihren neu gestrickten Jupe.

Die Nachbarstöchter



Martha Meier mit Vater und Kuhgespann

Wir hatten nicht jeden Sonntag Besuch, manchmal war es ziemlich langweilig. Da waren aber noch unsere Nachbarn, die Meier «Väledins». Die hatten für mich sehr interessante Töchter. Marta, die Jüngste, half zu Hause mit und ging sogar noch mit einer Kuh und einem Wagen das Gras holen. Im Sommer setzte sie sich sonntags oft auf eine Decke in die Wiese und liess ihr Grammophon laufen. Ich setzte mich jeweils zu ihr und hörte die modernsten Schlager. Marta war ungefähr fünfzehn Jahre älter als ich. Wenn unsere Mutter krank war, kam sie zu uns das Mittagessen kochen. Sie strickte wunderschöne Sachen.

Ida, die ältere der beiden, arbeitete auf der Post in Zürich. Am Samstagmorgen wartete ich immer ungeduldig bis sie aufstand. Dann durfte ich nämlich zu ihr ins Schlafzimmer und ihren interessanten Schmuck, Halsketten und Ohrringe bewundern und diese sogar manchmal anziehen. Ich erhielt ab und zu auch etwas geschenkt. Ida konnte von Herzen lachen, was sehr ansteckend war. Sie kaufte sich einen Fotoapparat und verhalf mir so zu einigen Fotos aus meiner Vorschulzeit. Später ist sie in ein Kloster nach Holland «verschwunden». Viele Jahre später kam sie wieder zurück und machte eine Ausbildung als Handarbeitslehrerin.

Einmal, ich war allein auf der Strasse am Spielen, kam ein Mann mit einem Fotoapparat vorbei und drückte mir Kirschblüten in die Hand. Ein paar Wochen später erschien eine Nachbarin ganz aufgeregt mit der neusten «Schweizer Familie» bei meiner Mutter: Ich war auf dem Titelblatt abgebildet!

Die kleine Margot (Fempel-)Anner auf dem Titelblatt der Schweizer Familie



Vater fotografiert

Auch mein Vater fotografierte und zwar mit einem riesigen Fotoapparat, den er auf ein dreibeiniges Holz-Stativ stellte. Er versteckte sich dann hinter einem schwarzen Tuch. Danach mussten wir ewig lange warten und stillsitzen, bis das Prozedere vorbei war.



Bevor der Vater den Bauernhof übernommen hatte, war er in den 30iger-Jahren als Gehilfe des Werkfotografen von Brown Boveri (BBC) angestellt gewesen und hatte fotografieren und Fotos entwickeln gelernt. Er benutzte noch Glasplatten als Negative und entwickelte die Fotos dann selbst in der Küche. Auf einem Foto, das ich aufbewahrt habe – ich war damals ungefähr fünf Jahre alt – diente die Mauer in der Scheune als Hintergrund. Viel später ist noch ein zweites Foto aufgetaucht, das am gleichen Tag geknipst worden sein muss und wo mein Vater neben mir sitzt. Das heisst, dieses Foto (*links*) muss er mit dem Selbstauslöser gemacht haben.

Franco aus Arezzo

Tante Anni hatte über ihren beim Bergsteigen verunglückten Ehemann italienische Verwandte in Arezzo. Franco, einer von ihnen, studierte dort Geometer und suchte für den Sommer eine Arbeit in der Schweiz, um Geld zu verdienen. So kam er eines Tages mit einer Lambretta über den Gotthard angefahren. Den ersten Sommer half er uns auf dem Bauernhof. Obwohl er mit einem Motorrad fahren konnte, hatte er Probleme mit unserem neuen Traktor und fuhr beim ersten Mal geradewegs in einen Baum. Darüber war mein Vater gar nicht erfreut. Franco liess immer ein Stück Brot auf dem



Franco aus Arezzo mit meinem Vater und mir auf dem neuen Traktor

Teller zurück, was wir nicht verstanden. Erst später erfuhren wir, dass dies bedeutet, dass er genug gegessen hat. Er sprach mit uns schriftdeutsch, welches er in Italien in der Schule gelernt hatte. Ich versuchte mit ihm auch schriftdeutsch zu sprechen, obwohl ich davon noch keine Ahnung hatte, und er lehrte mich einige italienische Ausdrücke. Wir hatten es oft lustig zusammen und ich mochte ihn sehr gern.

Für den zweiten Sommer vermittelte ihn mein Vater nach Mellingen zu Geometer Peterhans, der schon vor langer Zeit mit der Güterregulierung in Rütihof betraut worden war, aber die Vermessungen noch immer nicht abgeschlossen hatte. Für ihn ergab sich so der Vorteil, bei jeder Handänderung eines Grundstückes in Rütihof Geld zu verdienen, weil er das Grundstück extra vermessen musste. Verärgert über diesen Zustand hoffte mein Vater sehr, dass Franco bei der Vermessung von Rütihof helfen könnte und es damit endlich vorwärts ginge. Doch dem war nicht so. Franco wurden andere Projekte zugewiesen, mit Kost und Logis bei uns.

Das ganze Wohnhaus wird neu gestrichen

Unsere Stubenwände waren dunkelgrün bemalt und die Farbe an einigen Stellen abgegriffen. Eines Tages beschloss meine Mutter, die Stube und den Gang neu zu malen, damit sie heller wirkten. Um Geld zu sparen, machte sie alles selber. Sie kaufte Farbe, laugte die alte Farbe ab und malte drauf los. Die Stube sah am Schluss wirklich sehr viel besser aus. Kaum war sie fertig, begann sie alle Schlafzimmer im ersten Stock neu zu malen. Dabei musste sie auf einen Stuhl stehen. Einmal glitt sie aus und verstauchte sich den Knöchel. Da sie ziemlich schwer geworden war, musste sie den Knöchel fast ein Jahr lang einbinden. Dies hielt sie jedoch nicht vom Malen ab.

Die Reuss

Die Reuss bei Müslen, einem Weiler der zu Birmenstorf gehört, jedoch näher bei Rütihof liegt, war sehr faszinierend. Ein- bis zweimal im Jahr gingen wir mit meinen Eltern zu einer Sandbank und brieten dort Cervelats. Nur meine Mutter konnte schwimmen, da sie in der Jugend zwei Jahre in Montreux als Kindermädchen in einem Hotel gear-

beitet und im Genfersee schwimmen gelernt hatte. Als wir älter wurden, trafen wir Rütihöfler/innen uns oft am Wochenende an der Reuss. Ich konnte leider lange nicht



Romantische Reuss bei Müslen

schwimmen. Das hinderte mich aber nicht daran, mit der gleichaltrigen Esther Dietiker, die schwimmen konnte, mich mit Hilfe einer Luftmatratze die Reuss hinunter treiben zu lassen. Ich versuchte mir dann das Schwimmen im Trockenen auf einem Kissen auf der Bettstatt mit Hilfe meiner Schwester beizubringen. Wenn die Kirschen reif wurden, schwammen die älteren Burschen oft auf die andere Seite der Reuss, um Kirschen zu stehlen. Wir hatten Glück,

dass während meiner Jugend niemand ertrunken ist. Peter Meier (Schuhmachers) besuchte zu jener Zeit schon das Lehrerseminar und zog hie und da jemanden aus dem Wasser.

Die drei Nachbarsbuben Franz, Karl und Eugen Busslinger machten einmal allein einen Ausflug an die Reuss. Karl, der mutigste, ging ins Wasser und war plötzlich verschwunden. Da sagte Franz zu Eugen: «Komm wir gehen nach Hause, Kari ist ertrunken!» Eugen, der älteste aber meinte, ohne Kari könnten sie doch nicht nach Hause zu den Eltern gehen. Plötzlich sei Kari wie ein Krokodil auf die Sandbank gekrochen. Da er aber zunächst nicht fähig war zu gehen, hätten sie ziemlich lange warten müssen, bis sie wieder nach Hause zurückkehren konnten. Diese Geschichte habe ich viele Jahre später an einer Klassenzusammenkunft von Eugen erfahren.

Die Geburt eines Mädchens



Max und Bernadettli

Die drei Nachbarsbuben bekamen noch ein Schwesterlein, genau an meinem sechsten Geburtstag. Eine Woche später, als Mutter Busslinger mit Bernadettli vom Spital Baden nach Hause kam, war ich auch dabei. Ein Jahr später folgte noch der kleine Max.

Ich war vor allem mit Franz und Kari unterwegs, die in meinem Alter waren. Von Franz lernte ich jassen, d.h. nur den «Lügner». Bei schlechtem Wetter setzten wir uns auf die Ofenbank und jasteten zusammen. So habe ich bis hundert zählen gelernt bevor ich in die Schule ging. Einmal kam die Primarlehrerin Frau Binggeli zufällig vorbei und staunte, wie wir zählen konnten. Lesen konnte ich leider noch nicht, was mich doppelt nervte. Zum einen, weil der Vater sich morgens nach der Stallarbeit in der Stube oft intensiv in den Reussboten und später ins Badener Tagblatt vertiefte. Trotz all meiner Ablenkungsversuche liess er sich dann nicht vom Lesen abbringen. Er merkte nicht einmal, wenn ich ihn ansprach und etwas fragte. Zum zweiten hätte ich darum zu gern gewusst, was denn so Spannendes in der Zeitung stand. So freute ich mich, endlich in die Schule gehen zu können und lesen zu lernen. Einen Kindergarten gab es damals in Rütihof noch nicht.

Eine Gerichtsverhandlung

Eines Tages fuhr mein Vater mit Tante Anni, seiner zweitältesten Schwester, nach Oberriet /SG. Ich wollte unbedingt mitfahren und bearbeitete die beiden so lange, bis sie mich mitnahmen. Die Bedingung war, dass ich im Auto wartete bis die Gerichtsverhandlung vorbei war, was ich natürlich versprach, obwohl die Zeit im Auto mir dann sehr lange vorkam. Ich hatte keine Ahnung, was sie in diesem grossen Haus zusammen machten. Erst später erfuhr ich, dass Tante Paula, eine von Mutters Schwestern (Mutter «unseres» Willi), im Winter mit ihren vier Kindern vor die Türe gesetzt worden war, weil sie die Wohnungsmiete nicht mehr bezahlen konnte. Ihr Mann arbeitete in Basel und war sehr unzuverlässig. Sie wohnte dann in einem Schopf, den man nicht heizen konnte. Rita, die jüngste Tochter, war ein Jahr älter als ich, ihre Geschwister ungefähr im gleichen Alter wie meine Geschwister. Meistens verbrachten sie die Schulferien bei uns. Mein Vater hatte den Gemeindeammann von Oberriet per Telefon aufgefordert, der Familie als Nothilfe eine bessere Unterkunft zu organisieren. Dieser kümmerte sich aber nicht darum. Die Kinder waren katholisch getauft worden und deshalb telefonierte mein Vater persönlich der dortigen Caritas und bat, der Familie Decken in den Schopf zu bringen, weil es in der Nacht unter null Grad wurde. Gegen den Gemeindeammann von Oberriet machte mein Vater eine Anzeige, weil dieser seiner amtlichen Pflicht nicht nachgekommen war. Bei dieser Gerichtsverhandlung in Oberriet wurde der Gemeindeammann abgesetzt und verlor als Jurist sogar sein Anwaltspatent.

Obwohl es auch Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten in Rütihof gab, und wir ja reformiert waren, lobte der Vater nach dieser Erfahrung wiederholt das Verhalten der Katholiken, auf die in der Not Verlass sei und die sich gegenseitig halfen.

Besuch bei Margot Anner in Zürich

Mein Vater hatte bei meiner Geburt Kenntnis davon, dass es in Zürich noch eine andere Margot Anner gab. Sie war Fotografin und ich weiss nicht, in welchem Grad sie mit uns verwandt war. Jedenfalls fuhren mein Vater, Tante Anni und ich auch einmal nach Zürich, um sie zu besuchen. Ich kann mich nur noch an mächtige Häuser erinnern, und dass wir unten läuteten und dann ein grosses Treppenhaus hinaufstiegen. Mehr als diese Frau faszinierte mich ein Plastikschiffchen, das sie auf dem Fenstersims aufgestellt hatte. Beim Abschied schenkte sie es mir. Ich trug es ein paar Tage mit mir herum und nahm es zum Spielen in den Wald. Dort verlor ich es leider und fand es nicht mehr. Ich streifte oft allein im Wald herum und beobachtete Vögel, Eichhörnchen, Rehe und Füchse. In der Nähe unserer Felder hatte es einen Fuchsbau. Die Füchse kannten meinen Vater. Wenn er im Frühling mit dem Pflug ackerte, liefen die jungen Füchse mit der Mutter hinter der neu gegrabenen Furche her und fingen die aufgeschuchten Mäuse.

Verwandte aus El Salvador

Aufgrund des Stammbaumes meldete sich Jahre später ein Nachkomme von einem Anner aus El Salvador bei meinen Eltern. Er besuchte in der Schweiz eine landwirtschaftliche Schule und wollte das Stammhaus kennenlernen. Von seiner Mutter aus San Salvador hatte er eine sehr dunkle Hautfarbe mitbekommen. Meinen Eltern erzählte er, dass eine Schwester vom ihm ebenfalls Margot Anner heisse. Ich habe sie aber nie kennen gelernt. Er erzählte auch, dass das Leben in San Salvador manchmal gefährlich sei und man oft eine Waffe mit sich trage. Sein Vater schweizerischer Abstammung wurde dann tatsächlich eines Tages erschossen.

Meine Grossmutter aus Lupfig



Emma Leutwyler-Trüssel, die Grossmutter mütterlicherseits, war verwitwet und wohnte alleine in einem sehr alten Haus in Lupfig. Ihr Mann war noch sehr jung vor dem zweiten Weltkrieg gestorben. Sie kam oft zu uns auf Besuch und wir holten sie jeweils zu Fuss am Bahnhof in Mellingen ab. Ich hatte sie sehr gern. Manchmal brachte sie uns aus einer Fabrik einen Sack farbige «Guezli» mit, die etwas beschädigt waren und welche sie günstig kaufen konnte. Mutter und Grossmutter hatten eine sehr enge Beziehung zueinander und waren der Mittelpunkt der Familie mütterlicherseits. Zu meinem ersten Schultag bekam ich von Grossmutter eine ganz besondere Schürze, bei der ich mit der Hand von einem Sack zum andern greifen konnte.

Die Geschwister meiner Mutter

Meine Mutter hatte drei Schwestern und einen Bruder. Auf dem Bild von links nach rechts: Meine Gotte Emma, meine Mutter Rosa, Gertrud, Paula und Bruder Jakob. Auf der Innenseite der Titelseite findet sich der Stammbaum mütterlicherseits.



Tante Emmi, meine Gotte

Die älteste Schwester, Tante Emmi, war meine Gotte und wohnte in Niederwenigen. Dort betrieb sie einen Bauernhof und eine Sägerei. Sie hatte drei Töchter und einen Sohn, alle viele Jahre älter als ich. Ihr Mann starb an einem Hirntumor, als ihre Töchter noch zur Schule gingen und der Sohn erst vier Jahre alt war. Meine ersten längeren Ferien allein auswärts verbrachte ich mit sechs Jahren bei ihr. Der Sohn, mein Cousin, war damals schon 15 Jahre alt. Tante Emmi lud ein gleichaltriges Nachbarskind ein,

das sogar eine Nacht bei uns schlafen durfte. Als wir uns vor dem Zubettgehen wuschen, bewarfen wir uns gegenseitig mit den nassen Waschlappen und wurden dabei von oben bis unten nass. Auch der Boden war «pflotschnass». Für uns war es sehr lustig, nur meine Gotte hatte weniger Freude daran. Wir mussten alles aufputzen. Auch hatte meine Gotte viel strengere Benimmregeln als wir zu Hause. Bei den Mahlzeiten mussten wir immer die Hände auf den Tisch legen und mit Messer und Gabel essen. Das Mädchen vom Nachbarhaus ging in den Kindergarten. Meine Gotte hatte die Kindergärtnerin gefragt, ob ich einen Morgen mitgehen dürfte. Ich freute mich sehr. Die Kindergärtnerin sagte dann aber zu mir, ich könne nur bleiben, wenn eines ihrer Kinder fehle. Weil schliesslich alle da waren, musste ich die «Finken» (Hausschuhe) wieder ausziehen und wurde zurück zu meiner Gotte geschickt. Auch diese Regeln waren damals strenger als heute.

Als Witwe arbeitete meine Gotte fast Tag und Nacht. Als ich erwachsen war, hat sie mir einmal erzählt, dass drei Tage nach dem Tod ihres Mannes ein Herr von der Gemeinde bei ihr vorbeigekommen sei und ihr eröffnete, dass man ihr halt die Kinder wegnehmen müsste, falls sie nicht für diese sorgen könne. Ein etwas behinderter Bruder ihres Mannes half auf dem Bauernhof mit, so dass sie es allein und ohne amtliche Hilfe schaffte, ihre Kinder gross zu ziehen. Ihre jüngste Tochter war mit dem Garagisten in der Nachbarschaft befreundet und fuhr bald einen rassigen Sportwagen.

Tante Paula und Familie

Tante Paula (Schwester meiner Mutter) war das «schwarze Schaf» der Familie. Noch vor dem zweiten Weltkrieg bekam sie zwei uneheliche Kinder, was in jener Zeit eine grosse Schande für die Familie bedeutete. Die beiden Buben, Arthur und Willi, wuchsen bei der Grossmutter in Lupfig auf. Willi wurde später, sechzehnjährig, von meinen Eltern aufgenommen. Von ihrem späteren Mann bekam Tante Paula weitere vier Kinder, drei genau im gleichen Alter wie meine Geschwister. Nur Rita, die jüngste, war ein Jahr älter als ich. Mit ihr habe ich am meisten erlebt, wenn sie zu uns in die Ferien kam. Ich freute mich immer auf die «Ferienkinder», da wir ja sonst in unseren Schulferien zu Hause bleiben und auf dem Bauernhof mithelfen mussten.

Tante Trudi und Onkel Jakob



Mit der jüngsten Schwester meiner Mutter, Tante Trudi, hatten wir wenig Kontakt. Sie wohnte mit ihrem Mann in Zürich. Sie hatten zwei Kinder in meinem Alter, Bruno und Ursula. Bruno verbrachte seine Ferien fast immer bei der Grossmutter in Lupfig. Von dort kannte ich ihn natürlich gut. Sein Vater, Onkel Werner, war sein ganzes Berufsleben

Tante Trudi mit meiner Schwester Ruth links und Onkel Jakob rechts



lang Buschauffeur in Zürich. An einem «Brötliexamen» kam er mit einem grossen Motorrad angefahren und jedes Kind durfte bei ihm auf dem Hintersitz eine Spritzfahrt durch Lupfig machen.

Dann war noch Onkel Jakob, Mutters einziger Bruder. Er wohnte in Lupfig, war verheiratet, blieb jedoch ohne eigene Kinder. Ihn und seine Frau trafen wir manchmal bei der Grossmutter.

Das Brötliexamen in Lupfig

Lupfig gehörte einmal zum Berner Aargau. Aus dieser Zeit stammten noch Bräuche wie das Brötliexamen. Meine Grossmutter Emma Leutwyler-Trüssel stammte aus dem Emmental, war in Sumiswald aufgewachsen und hatte ledig das Bürgerrecht dieser Gemeinde. Die Bewohner/innen von Lupfig hiessen zum grössten Teil Leutwyler, wie meine Grossmutter. Sie waren alle reformiert und untereinander verwandt. Das grösste



Bruno und ich mit dem Examenbrot

Fest war das Brötliexamen. An einem Sonntagmorgen im Frühling konnten alle Schulkinder ein Brot in der Schule abholen. Dann gab es einen riesigen Umzug durchs Dorf mit der Dorfmusik, so wie wir dies in unserer Gegend eher von Jugendfesten kennen. Das war der Tag, an dem unsere Grossmutter für die ganze Familie das Mittagessen kochte. Alle Tanten und Onkel samt Kindern kamen an diesem Tag in Lupfig zusammen. Am Nachmittag, nach dem «Caffee» (Mittagskaffee), zügelte man ins Restaurant Ochsen. Dort, im Saal auf der Bühne, gab es bis zum Abend Vorführungen von jeder Schulklasse: Tanz, Lieder, Musik, Sketches usw. Dann ging es kurz zur Grossmutter zurück. Sie machte immer eine unvergessliche Vanillecreme. Anschliessend am Abend konnten wir Kinder im Ochsen zur Lupfiger Live-Musik tanzen gehen. Spätestens um zehn Uhr mussten die Kinder nach Hause und erst dann war die Bühne frei für die Erwachsenen!

Bei meiner Grossmutter in Lupfig wohnte noch Arthur, der Halbbruder von Willi. Nach der Lehre zog er nach Basel und heiratete. Seine Frau und die Kinder besuchten oft die Grossmutter und kamen dann auch jedes Jahr ans Brötliexamen. Mein ältester Bruder Emil hat später an einem Fest in Lupfig seine Frau Rosmarie kennen gelernt.

Barry und der Hausierer

Als alle Kinder und Grosskinder ausgezogen waren, wohnte die Grossmutter allein mit dem Hund «Barry» im sehr alten Bauernhaus in Lupfig an der Hauptstrasse. Vielfach sass sie auf der Bank vor dem Haus und neben ihr lag der Hund. Wenn man zu Barry sagte «mach kaputt!», legte er sich der Länge nach hin und schloss die Augen. Bei «klopfen!», klopfte er mit dem Schwanz auf den Boden.

Meine Grossmutter war im Dorf sehr beliebt, auch bei den Kindern, die auf dem Weg zur Schule beim Vorbeigehen schnell bei ihr und dem Hund einen Halt machten. Wenn

wir bei der Grossmutter zu Besuch waren, gab sie uns oftmals Geld, so dass wir in der Bäckerei oben im Dorf Patisserie kaufen konnten. In Rütihof hatten wir leider keine Bäckerei, so dass dies für mich etwas Besonderes blieb.

Wenn meine Grossmutter tagsüber die Nachbarn besuchte, schloss sie das Haus nie ab. Ein Hausierer meinte einmal, der Hund nütze ja nichts, der sei so gutmütig, dass man ihr das ganze Haus ausrauben könnte. Sie sagte ihm, dass er zwar vom Hund eingelassen würde, aber nicht mehr herauskomme. Da es der Hausierer nicht glaubte und es ausprobieren wollte, zerriss ihm der Hund prompt beim Hinausgehen die Hosen. Dann hat er es nicht mehr probiert.

Der 1. August, Nationalfeiertag

Der erste August begann für uns Kinder schon viel früher. Die jungen Burschen stellten jedes Jahr auf der Wiese beim Schulhaus mit riesigen Baumstämmen ein hohles Gerüst für ein Feuer zusammen. Mit Leiterwagen gingen wir Kinder von Haus zu Haus und sammelten alle brennbaren Abfälle, auch Matratzen, kaputte Kinderwagen usw. Beim Schulhaus, es waren ja Sommerferien, wurde zuerst alles noch ausprobiert: Wir hüpfen auf den Matratzen auf und ab oder fuhren mit den kaputten Kinderwagen herum. Beim Sammeln war ich das einzige Mädchen. Da gab mir ein Nachbarsbub mal einen Fusstritt und sagte, ich sollte nach Hause gehen, Sammeln sei nichts für Mädchen. Ich wurde so zornig, dass ich ihm das Gesicht zerkratzte. Er blutete recht stark, so dass ich selbst erschrak und mich aus dem Staub machte.

Impfaktion im Schulhaus

Ein paar Tage später mussten wir ins Schulhaus, um uns gegen Kinderlähmung zu impfen. Mit den Müttern standen wir in eine Reihe und eine Krankenschwester nahm uns auf den Schoss und der Arzt impfte mit einer Nadel in den Arm. Vor mir stand die Mutter mit dem zerkratzten Nachbarsbub. Der Arzt fragte: «Ja, Büblein, was hast Du denn mit deinem Gesicht gemacht?». Der Bub zeigte auf mich und sagte: «Die da hat mir den Grind verkratzt!». Da meinte der Arzt, ob ich eine so gefährliche Katze sei und beschloss, mich auf den Schoss zu nehmen und meine Arme zu halten. Die Krankenschwester machte dann ausnahmsweise die Impfung. Ich fühlte mich sehr blossgestellt, habe aber meine Tat nie bereut! Ich ging auch weiter Abfall sammeln und keiner getraute sich mehr, mich anzugreifen.

Bundesfeier

Am 1. August versammelte sich das ganze Dorf beim Schulhaus. Wir Kinder trugen verschiedene farbige Lampions, jedes schaute, wer das schönste hatte: Monde, Sonnen, Laternen. Meistens sangen die Schulkinder Lieder und dann hielt jemand eine Ansprache. Fast jedes Jahr gaben die Kunstturner von Fislisbach am Reck eine Einlage. Sie waren weiss angezogen und wurden im Dunkeln mit Scheinwerfer beschienen.

Das gefiel mir immer sehr gut. Erst spät wurde das grosse Augustfeuer angezündet, das meistens noch bis am nächsten Tag weiter «mottete» (schwelen/glimmen). Auch Knallkörper (Schwärmer), Vulkane und bengalische Zündhölzer wurden angezündet. Je nach Wetter befürchteten meine Eltern, Funken könnten auf unser nahegelegenes Haus oder aufs Ährenfeld fliegen. Am interessantesten waren die Raketen, bei denen am Schluss ein kleiner Fallschirm vom Himmel segelte.

Der missglückte Briefmarkenverkauf

In der Zeit vor dem Bundesfeiertag wurden Pro Patria-Marken verkauft. Sie waren etwas teurer als die normalen Briefmarken, vergleichbar mit den Pro Juventute-Marken. Ich stellte mich zur Verfügung und ging von Haus zu Haus, um diese Marken zu verkaufen. Mein Vater hatte zwar etwas Bedenken, doch er liess mich machen. Das war keine so gute Idee. Kaum hatte ich im Neuquartier damit begonnen, fing es zu regnen an. Ich bekam ganz nasse Hände und auch die Briefmarken wurden nass und klebten dann aneinander. Ans Verkaufen war nicht mehr zu denken. Ich rannte heulend nach Hause, aber für die Marken gab es keine Rettung mehr. Zuerst hatten wir Angst, dass wir alle Marken selbst bezahlen müssten. Das wäre uns sehr teuer zu stehen gekommen. Wir selbst hatten ja nie überflüssiges Geld. Mein Vater telefonierte der Ausgabe-stelle und erklärte das Missgeschick. Wir mussten dann einfach alle zusammengeklebten Marken zurückschicken und zum Glück keine bezahlen.

Sonntagmorgen und Aufsatz

Jeden Sonntagmorgen rasierte sich mein Vater mit Schaum und Pinsel. Da Hans, der jüngere meiner Brüder, einen Aufsatz schreiben musste, riet ihm Emil zum Thema: Wie sich mein Vater rasiert. Er diktierte ihm folgende Sätze: «Wenn sich mein Vater schneidet, dann sieht es aus wie Erdbeersaft mit Schlagrahm». Er wollte Hans einen Streich spielen und diktierte weiter: «Wenn er fertig ist, dann liegt er auf die «Kunst» (Sitzbank des Kachelofens) und «plangt den Ranzen» (faul herumliegen)». Die Lehrerin war natürlich über diesen Satz nicht erbaut und Hans musste ihn ändern. Emil half Hans öfter auch bei den Rechenaufgaben, die dann alle falsch waren. Hans rief in der Schule: «Emil, mein Bruder, der Dummkopf hat mir extra alle Rechnungen falsch gemacht!» Die Lehrerin sagte, der Bruder sei kein Dummkopf und jeder müsse halt die Aufgaben selber machen.

Die vierzig Räuber

Mein Vater lag wirklich am Sonntagmorgen immer auf der Ofenbank. Ich setzte mich dann rittlings auf ihn und liess ihm keine Ruhe. Manchmal erzählte er «Alibaba und die vierzig Räuber» oder «Rotkäppchen» oder «Die Bremer Stadtmusikanten» oder «Schneeweisschen und Rosarot» oder «Die sieben Geisslein». Meistens nickte er mitten im Erzählen ein und ich musste ihn wieder stupsen. Wir hatten auch ein Buch

mit diesen Märchen, doch es war schon ziemlich kaputt. Es hatte farbige Bilder darin. Ganz fürchterlich gross und schwarz sah der Wolf aus. Ich stellte mir einen Wolf immer grösser als einen Menschen vor, mit fletschend weissen Zähnen und einer langen roten heraushängenden Zunge. Als ich im Zoo Zürich das erste Mal einen wirklichen Wolf sah, war ich sehr enttäuscht und konnte kaum glauben, wie klein diese Tiere sind, noch kleiner als der Hund meiner Grossmutter in Lupfig!

Der Hund vom Restaurant Sommerhalde

Zum Restaurant Sommerhalde in Fislisbach gehörte ein schwarzer Neufundländer. Ich mochte ihn gern und er mich auch. Eines Tages stand er vor unserem Haus und ich nahm ihn in die Stube unter den Stubentisch. Mein Vater meinte, ich müsse ihn zum Restaurant zurückbringen. Ich war traurig, nahm ein Seil und marschierte mit ihm den Waldrand entlang bis zum Restaurant. Dort waren die Wirtsleute sehr froh und gaben mir einen Fünfliber. Langsam kehrte ich wieder nach Hause zurück, aber der Hund war schneller und wartete bereits wieder vor der Haustüre auf mich!

Das Missgeschick mit den Eiern

Die Gärtnerei Meier in der Nachbarschaft nahm immer unsere Eier mit auf den Wochenmarkt in Baden. Meine Mutter verdiente sich so ein Taschengeld. Sie lege die Eier fein säuberlich in eine Kiste mit einem Zettel, worauf sie die Anzahl Eier schrieb. Am Vorabend musste ich sie zu Frau Meier bringen. Auf dem Weg hatte ich einmal nicht aufgepasst, rannte mit der Kiste und stolperte. Drei Eier waren kaputt. Ich überlegte mir, was ich tun könnte, damit es niemand merkt. Kurzentschlossen nahm ich die drei Eier heraus und warf sie in die Wiese. Als Frau Meier die Eier bezahlen kam, sagte sie zu meiner Mutter, dass drei Eier weniger als auf dem Zettel in der Kiste waren. Da meine Mutter nie einen Fehler mit der Anzahl gemacht hatte, konnte sie es sich nicht erklären. Ich wartete eine Weile und beichtete ihr dann mein Missgeschick.

Wenn der Markt vorbei war, bekamen wir oft von Frau Jossy Meier, die an der Brunnengasse wohnte und um etwas Geld zu verdienen auf dem Markt in Baden mithalf, die Tomaten, die nicht mehr verkauft werden konnten. Tomaten waren damals noch etwas Rares.

Die Konfirmation von Emil

Mein ältester Bruder und seine Cousine Erna, die auch in Rütihof wohnte, wurden zur selben Zeit in der reformierten Kirche in Baden konfirmiert. Mit verschiedenen Autos fuhren wir alle nach Baden. Tante Anni hatte ihren Taunus am Abend vorher nach Fislisbach mitgenommen und wollte uns am Morgen abholen. Doch sie kam und kam nicht. Es stellte sich dann heraus, dass sie auf dem Weg nach Rütihof mit dem Auto einen Grenzstein gerammt hatte. Irgendwie klappte es dann doch und mein Bruder kam gerade noch rechtzeitig in die Kirche. Ich war erst fünf Jahre alt und durfte nicht



an der Konfirmation teilnehmen. Der Kinderhütendienst bestand aus zwei jungen Frauen und mir. Zu dritt wanderten wir durch die Stadt und ich konnte in alle Schaufenster gucken. Das genoss ich sehr.

Unsere Familie anlässlich der Konfirmation meines Bruders Emil

Mutter braucht Erholung

Hie und da kam Fräulein Leutwyler, die Gemeindehelferin und Sozialarbeiterin der reformierten Kirchgemeinde, zu uns auf Besuch. Meine Mutter war oft krank und hatte Herzbeschwerden. Dann kam Dr. Stöckli von Mellingen vorbei und sie musste im Bett bleiben. Ferien konnte sie ja nie machen. Es wurde beschlossen, dass meine Mutter zu einem Erholungsaufenthalt ins «Ländli» in Oberägeri fahren sollte. Fräulein Leutwyler brachte sie mit ihrem kleinen Topolino-Auto dorthin und ich durfte mitfahren. Der Abschied von meiner Mutter war etwas seltsam, da wir uns zum Abschied küssten. Es war sehr schönes Wetter. Auf der Heimfahrt machte Fräulein Leutwyler mit mir am See in Zug einen Zwischenhalt. Ich durfte Schwäne füttern und Glacé essen. Ich fand diese Frau sehr nett! Martha, die Nachbarstochter, führte in dieser Zeit unsern Haushalt.

Voller Heustock und Sommergewitter

Wenn es stark blitzte und donnerte, standen meine Eltern manchmal mitten in der Nacht auf. Unser Haus war zum grössten Teil aus Holz gebaut. Mein Vater hatte nach der Übernahme des Bauernhofes den Dachstock selbst mit Holz aus unserem Wald ausgebaut und auch eine automatische Aufzugsanlage für Heu und Garben eingebaut. Von der Tenne zum Wohnhaus bestand zwar eine Brandmauer, doch sie reichte nicht bis in den Dachstock. Vom Estrich aus war freie Sicht in die Scheune. Wenn das Heu leicht feucht eingebracht wurde, konnte sich der Heustock selbst erhitzen und im schlimmsten Fall entzünden. Daher wurde die Temperatur des Heustocks regelmässig kontrolliert und mehr als einmal musste er auseinandergerissen werden, damit das Heu noch nachtrocknen konnte. Bei Gewittern bestand die Gefahr eines Blitzeinschlages. Die Blitze gingen oft in die Reuss. Der Kapellenturm am höchsten Punkt von Rütihof, nicht weit weg von unserem Haus, gab einen gewissen Schutz. Einmal schlug der Blitz in der Post bei Engelbert Busslinger ein. Es war jedoch ein «kalter» Blitz. Nur der Kamin fiel vom Haus herunter und es kam zu keinem Brand. Vor dem Einschlafen betete ich oft, dass unser Haus nicht angezündet würde.

Der Estrich

Wenn es uns langweilig wurde, stiegen wir Kinder zuweilen auf den Estrich, mussten aber zuerst die Falltüre öffnen. Dort oben wurden verschiedene Sachen gelagert, die uns Kinder interessierten. Vor den Spinnweben hatte ich keine Angst. In einer Kiste hatte es alte Kleider, die wir manchmal anzogen. Das interessanteste Kleidungsstück war eine französische Militäruniform, von der man erzählte, dass sie noch aus dem Deutsch - Französischen Krieg von 1870 stammte, und ein Säbel. Dann gab es noch eine grosse Rauchkammer, die im Winter mit Würsten und Speck behangen war. Ganz oben im Giebel war ein grosses, offenes, rundes Loch, bei dem in früheren Zeiten die Tauben in einen Taubenschlag hereingeflogen seien. Jetzt hatte es hie und da Wespenester und vielleicht auch Fledermäuse.

Frühlingsprozession durchs Dorf

Wenn im Frühling die Wiesen blühten, gab es eine Prozession durchs Dorf: Vorn der katholische Pfarrer mit den Messedienern und die Jungmannschaft mit Fahnen, anschliessend die Männer, dann die Frauen und wir Kinder. Obwohl reformiert getauft, marschierte ich auch mit und streute Blumen auf den Weg. Die Prozession begann bei der Kapelle, führte hinten bei unserem Haus vorbei zum Haus von Julius Busslinger (Dorfladen) und dann auf der (alten) Fislisbacherstrasse zum Haus von Albert Meier, dann weiter dem Wäldchen entlang zur Post von Engelbert Busslinger und wieder zurück den alten Dorfkern hinauf zu Franz Eichers grosser Scheune und zurück zur Kapelle. An diesen vier Häusern waren sehr schöne geschmückte Altäre aufgestellt. An diesen Stationen wurde gebetet und gesungen. Das meiste verstand ich nicht, weil der Pfarrer auf Lateinisch betete. Aber es klang sehr schön. Die älteren Mädchen trugen weisse Röcke und ein Krönlein im Haar. Franz, meinem gleichaltrigen Nachbar, passierte ein Missgeschick. Als er vor mir herging, sah ich plötzlich, dass er die Hose verkehrt angezogen hatte, der Hosenschlitz war hinten. Er hatte wohl beim Anziehen sehr pressiert!

Pfarrer Keller



Pfarrer Keller

Der Pfarrer in Rütihof hatte einen grossen Einfluss. Man sah ihn auf der Strasse schon von weitem kommen mit seiner schwarzen Robe und dem schwarzen Hut. Ich mochte ihn irgendwie und begrüsst ihn dann manchmal mit der Hand. Oft zog er seinen Geldbeutel heraus und gab mir ein Zwanzig-Rappen-Stück. Ich freute mich und bedankte mich dafür. Als meine Schwester und mein Bruder dies sahen, brachten sie mir bei, dass ich sagen müsse «nein, danke», wenn er mir ein Geldstück geben wollte. Also sagte ich das nächste Mal «nein, danke» und streckte ihm aber die offene Hand entgegen. Ich hatte nicht begriffen, dass ich aufs Geldstück verzichten sollte.

Ibedum

Eines Tages gaben mir meine Geschwister Geld und sagten, ich solle in den Dorfladen gehen und damit «Ibedum» kaufen. Ich wusste nicht, was das war und marschierte los. Ich legte das Geld auf die Theke und bestellte bei Frau Busslinger «Ibedum». Sie fragte mich, wer mich geschickt hätte. Als ich von meinen Geschwistern erzählte, sagte sie zu mir, ich könne das Geld behalten und gab mir eine Handvoll «Zältli» (Bonbons). Dabei sagte sie, ich solle meinen Geschwistern ausrichten, sie seien selber dumm. Erst da begriff ich, was ich bestellt hatte. Diesen Trick konnten sie mit mir dann nie mehr machen.

Einkaufen im Dorfladen

Ich ging sehr gern für meine Mutter einkaufen. Weil ich noch nicht schreiben und lesen konnte, lernte ich die Sachen auswendig. Ich konnte fünfzehn bis zwanzig Dinge im Kopf behalten und merkte mir deren Anzahl, da ich schon zählen konnte. So fand ich dann im Laden heraus, ob ich etwas vergessen hatte. Frau Busslinger, die Ladenbesitzerin, wunderte sich schon lange nicht mehr darüber und fand es wie ich normal, wenn ich zu zählen begann. Nur die erwachsenen Kunden wunderten sich über mein Talent.

Vor Weihnachten sah der Laden sehr schön aus. Auf separaten Tischen wurden Pralinschachteln mit Mäslein oder spezielle Weihnachts-Schokoladen ausgestellt, die wir dann für Eltern und Geschwister kauften.

Ostern

An den Osterhasen glaubte ich sehr lange. Aus Schuhschachteln bastelten wir ein Osternest und der Osterhase versteckte es über Nacht mit Inhalt. Am Morgen ging das Suchen los, im Garten, in der Scheune und im Haus. Meine Geschwister hielten dicht, obwohl sie natürlich schon lange wussten, wer die Osterhasen waren. An einem Abend kurz vor Ostern sagte Emil, der grosse Bruder, dass dann noch seine Freunde auf Besuch kommen würden. Ich musste aber ins Bett. Da ich immer sehr neugierig war, blieb ich wach und schlich, als ich von der Stube her Stimmen hörte, ins Schlafzimmer meiner Eltern über der Stube. Dort hatte es einen kleinen Spalt im Holzboden. Ich legte mein Ohr daran und versuchte zu verstehen, was unten gesprochen wurde. Langsam wurde mir klar, dass Eier und verschiedene Farben im Spiel waren. Ich erkannte auch die Stimme einer Serviertochter vom Restaurant Sommerhalde, die immer wieder sagte: «Das ist denn der Hammer!». Mein Bruder hatte mich manchmal am Sonntagnachmittag ins Restaurant mitgenommen, um dort das Skiabfahrtsrennen am Fernseher zu schauen. Die Frau war aus Österreich und im Alter meiner Brüder. Von diesem Moment an wusste ich natürlich, dass es den Osterhasen nicht gab. Am andern Tag, als mein Bruder Emil etwas sagte, antwortete ich ihm immer zuerst auf schriftdeutsch: «Das ist denn der Hammer!», bis er kapierte, dass ich gelauscht hatte. Aus Tradition und zum Plausch machten wir aber noch einige Jahre die Osternestli und mein Vater versteckte sie.

St. Niklaus und die Schmutzlis

Zum Samichlaus und vor allem zu den grimmigen schwarzen Schmutzlis hatten wir Kinder ein sehr gespaltenes Verhältnis. Wir lernten zwar Sprüchlein für den Samichlaus, doch in meiner Erinnerung gingen die Schmutzlis mit den Reisigruten einmal so brutal auf meine Brüder los und schlugen sie, dass meine Eltern einschritten und sie fortjagten. Wenn wir also die Glocke des Samichlaus hörten, dann versteckten wir uns und hatten sehr grosse Angst. Wir waren jedes Mal froh, wenn der Samichlaus mit den Schmutzlis wieder die Stube verliess. Dann machten wir uns alle über die guten Sachen her, die der Samichlaus ausgeleert hatte: Nüsse, Feigen, Spanische Nüssli, Guetzli, Magenbrot und kleine Samichläuse. Ich merkte dann natürlich mit der Zeit, dass der Samichlaus-Bart nicht echt war, doch wer sich darunter versteckte, fand ich nie heraus.

Weihnachten



Ich und meine neue Puppe

Am Weihnachtsabend 24. Dezember musste ich jeweils zu meinem Vater in den Stall. In dieser Zeit schmückten meine Mutter und meine Geschwister den Weihnachtsbaum. Meistens war vorher schon die Grossmutter von Lupfig mit Päcklein eingetroffen. Wir assen alle in der Stube am grossen geschmückten Tisch ein festliches Nachtessen mit Dessert. Nachher wurden Weihnachtslieder gesungen, manchmal Blockflöte gespielt und dann endlich die Päcklein ausgepackt. Meine erste Puppe, die ich mir schon lange sehnlichst wünschte, bekam ich erst mit sechs Jahren. Meine Mutter hatte diese mit den gesammelten Usego-Punkten vom Lädeli bezogen. Ich weiss noch, dass ich beim Auspacken vor Freude zitterte. Mein ältester Bruder machte am Tag danach ein Foto von mir mit der Puppe. Sonst gab es an Weihnachten meistens notwendige Kleider wie Pyjamas oder Gestricktes und einige Schokoladen. Ich war Fan von Finken, die ich mir manchmal aus dem selbst verdienten Geld kaufte.

Berufswünsche

Ich wusste schon sehr früh, was ich einmal werden wollte: Finkenverkäuferin! Mit meiner Mutter gingen wir zu Dosenbach in Baden, um Schuhe und Finken zu kaufen. Die Finkenabteilung kam mir vor wie ein Paradies. So viele farbige, flauschige Finken, die da alle herumstanden! Etwas Schöneres konnte ich mir nicht vorstellen. Meine Schwester hatte schon bevor sie selbst zur Schule ging den Wunsch, Lehrerin zu werden, hat diesen Wunsch nie geändert und ist später tatsächlich Lehrerin geworden. Als ich in die erste Klasse kam, hatte sie zum Glück, wenn auch nur knapp, die Aufnahmeprüfung in die Bezirksschule Mellingen bestanden. Sie bekam ein neues Velo und auch ich lernte fahren. Hans, mein jüngerer Bruder, half nach der Schulzeit zu Hause auf dem Hof mit und lernte Landwirt an der Landwirtschaftlichen Schule Liebegg. Mein elf

Jahre älterer Bruder Emil wollte eigentlich Maschinenzeichner werden. Doch der Berufsberater riet ihm davon ab, da er zu grobe Hände hätte. Er machte dann bei BBC eine Lehre als Maschinenschlosser. Nach der Rekrutenschule besuchte er viereinhalb Jahre das Abendtechnikum in Zürich und arbeitete tagsüber nicht mehr in der Werkstatt, sondern am Zeichnungstisch.

Emil geht zelten

Mit achtzehn Jahren, damals noch nicht volljährig, gingen mein Bruder Emil und sein Freund Alex im Sommer einmal nach Lugano zelten. Meine Eltern waren nicht sehr begeistert. Sie selbst konnten ja nie Ferien machen, und es gab viel Arbeit im Sommer. Ich hatte mir schon lange Holzzoccoli mit einem roten Lederriemen gewünscht, die vor allem im Süden getragen wurden und gerade sehr «in» waren. Mein Bruder versprach mir, im Tessin solche zu kaufen. Unerwartet erfuhr mein Vater von verschiedener Seite, dass Alex im Dorf gesehen worden sei. Er konnte dies nicht begreifen. Kurzentschlossen ging er zur Post und sandte meinem Bruder auf den Campingplatz in Lugano ein Telegramm mit dem Text: Sofort heimkommen! Mein Bruder telefonierte unseren Nachbarn, da wir selbst noch kein Telefon hatten. Emil erzählte, dass Alex schon nach ein paar Tagen plötzlich heimkehren wollte, was nicht so abgemacht war. Ihm selbst gefalle es aber noch recht gut in Lugano, und er denke vorläufig nicht daran heimzukehren. Also blieb er noch eine Weile. Ich selbst konnte kaum erwarten, bis er zurück kam wegen meinen Zoccoli. Ich erinnere mich noch genau: Wir waren gerade am Heuaufladen, als er zurückkam und uns auf dem Feld begrüßte. Er stieg auf den Heuwagen und half noch mit. Als ich ihn fragte, ob er Zoccoli für mich gekauft habe, sagte er, er habe es vergessen. Das war für mich eine riesige Enttäuschung!

Mein erster Schultag

Der erste Schultag war für mich ein besonderer Tag, den ich schon lange herbeisehnte. Ich freute mich sehr auf die Schule, um endlich lesen zu lernen. Mit meinem gleichaltrigen Nachbarn Franz Busslinger hatte ich jassen gelernt und wir konnten schon über hundert zählen.

Zu Weihnachten hatte ich einen hellbraunen, ledrigen Schulsack und eine hellblaue Griffelschachtel mit einem Zählrahmen im Deckel, mit Schneewittchen und den sieben Zwergen drauf, bekommen. Zur Schürze von meiner Grossmutter aus Lupfig schenkte



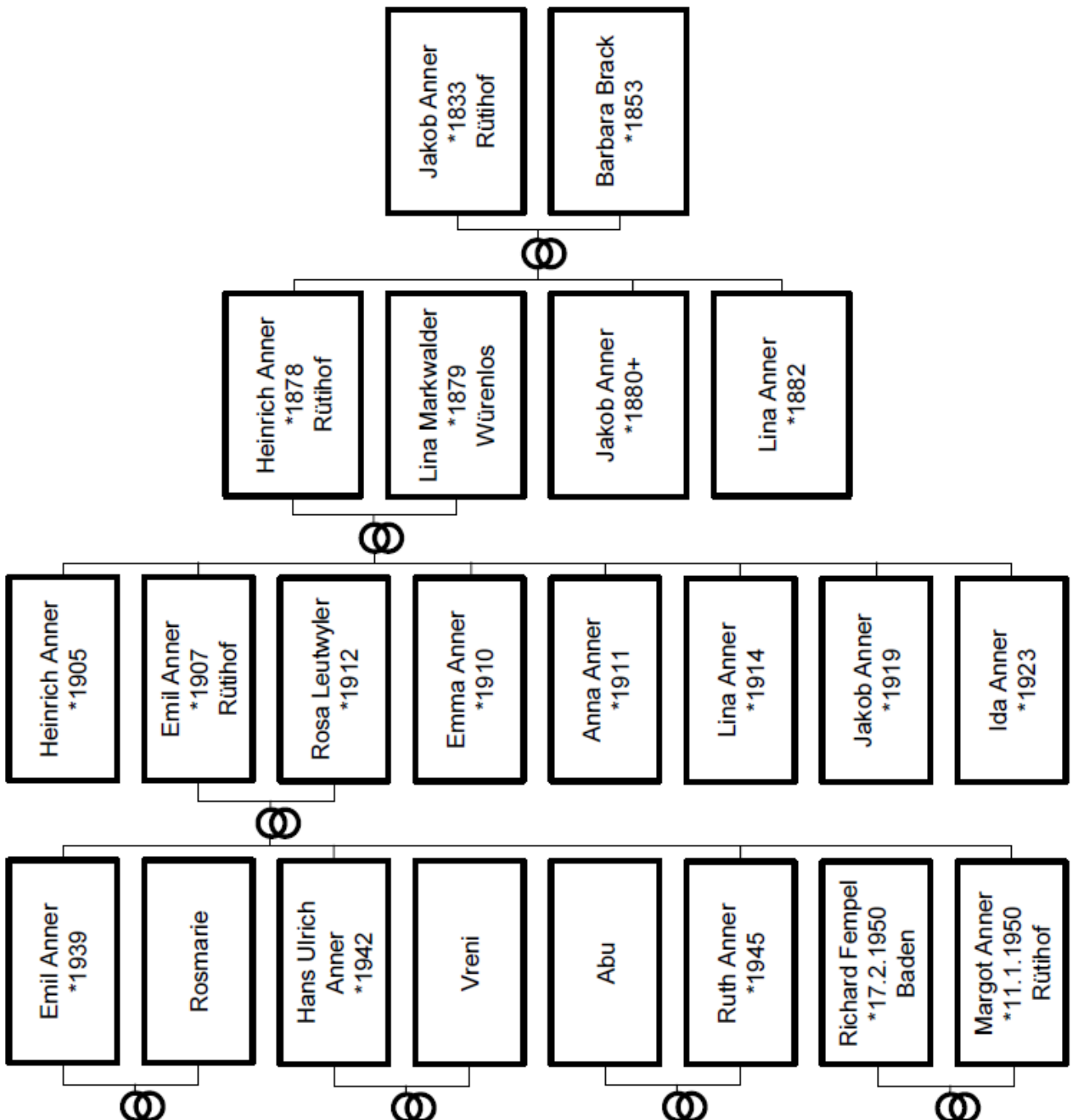
mir die Bekannte meiner Mutter aus dem Kappelerhof eine lange, farbige Strickjacke mit verschiedenen Mustern.

Noch zuhause stellte mein Vater den Fotoapparat bereit und ich musste mich auf das Rad des neuen Hanomag setzen. Wie immer dauerte es sehr lange, bis er das Stativ aufgebaut hatte und hinter dem schwarzen Vorhang verschwand. Zum Glück kam

auch Franz um die Ecke gerannt und Kari, ein Erstklässler von Müslen, gesellte sich auch zu uns. So wurden wir alle auf den Fotos verewigt. Emil, mein ältester Bruder war damals 18 Jahre alt und zufällig zu Hause. Er beobachtete das Schauspiel und holte seine neue Kamera hervor und knipste schnell ein Foto von mir samt Vater hinter dem Stativ und unter dem Vorhang. Dann endlich konnten wir Richtung Schulhaus davon rennen und die ersehnte Schulzeit begann.

Margot Fempel-Anner

Anner-Stammbaum (Vater)



Quellennachweis Bildmaterial:

Titelbild: Der Annerhof 1992, gemalt von Franca Schmid-Chiesi (digital bearbeitet)

Wo nichts anderes erwähnt, stammen die Bilder von Familie Anner oder aus dem Fundus der Chronikgruppe Rütihof

Herausgegeben von der Chronikgruppe Rütihof 2019

Erhältlich unter «www.ruech.ch» oder per Mail bei «chronik.ruetihof@cgr.ch»